
Till Dembeck

Kann man Kultur digitalisieren?

I. Wer über ›Digitalisierung‹ spricht, scheint auch über ›Kultur‹ sprechen zu müssen. Diesen Eindruck vermitteln die Debatten der letzten Jahre über E-Books, Open Access und insbesondere die *Google Buchsuche*, die sich derzeit um die digitale Verbreitung sämtlicher verfügbarer Druckwerke bemüht.

Die Argumente reichen von klassischer Kulturkritik bis hin zu übereifriger Fortschrittsemphase. Der ersten Kategorie läßt sich der Beitrag des ehemaligen Präsidenten der Pariser *Bibliothèque Nationale*, Jean-Noël Jeanneney, zuordnen, der in *Googles Herausforderung* einen Vorstoß des amerikanischen Kulturimperialismus sieht.¹ Jeanneney's Bedenken speisen sich aus dem Totalanspruch, den Google zur Schau stellt, wenn etwa einer der Firmengründer, Sergey Brin, auf der Webseite der Buchsuche verlauten läßt: »Google hat sich zum Ziel gesetzt, die Informationen dieser Welt zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen.« Umordnungen und Standardisierungen kultureller Organisationsformen, die ein solches Kaliber haben, sorgen wahrscheinlich immer für Unbehagen. Auch wenn er keinesfalls ein planmäßiges Vorgehen unterstellt, befürchtet Jeanneney vor allem eine unterschwellige Bevorzugung der angloamerikanischen Kultur durch die Algorithmen, die die Buchsuche steuern und die Funde ordnen sowie mit Werbeinhalten verknüpfen sollen. Letztere nämlich dürften – so unterstellt Jeanneney – vorwiegend angloamerikanischer Provenienz sein, und dieser Umstand wiederum dürfte Einfluß auf die Präsentation der Suchergebnisse selbst haben. Der ›Totalanspruch‹ des amerikanischen Unternehmens kann in Jeanneney's Augen daher keineswegs zur Etablierung einer ›metakulturellen‹ Plattform führen, sondern mündet vielmehr geradezu zwangsläufig in eine nicht hinzunehmende kulturelle Reduktion. Dahinter steckt ein klassisches Argument: Nur die Betroffenen selbst können die ›eigene‹ Kultur, in diesem Falle also die europäische, angemessen vertreten und verwalten. Aufgrund von Jeanneney's Initiative gibt es heute das EU-Projekt »Europeana« (www.europeana.eu) – es trägt das Motto »Kultur. Denken«. Demgegenüber birgt die *Google Buchsuche* für enthusiastische Befürworter des Projekts wie etwa den amerikanischen Journalisten und Buchautor Kevin Kelly die Möglichkeit, das kulturelle Gedächtnis insgesamt neu zu organisieren – und damit zugleich neuartige kulturelle Erscheinungsformen zu generieren.² Übereifrig ist Kelly's Fortschrittsemphase deshalb, weil er Formen einer tiefenstrukturellen Vernet-

zung kultureller Texte emergieren sieht, die es schon seit Jahrhunderten gibt – die Bücher, um eine Formulierung Kellys aufzugreifen, werden nicht erst morgen durch ihre Buchdeckel hindurchsickern, um sich mit anderen Büchern zu verweben, das tun sie vielmehr schon seit jeher. Entscheidend ist aber die Vision, die hinter Kellys Einsatz steckt: Die neue Kultur wird hier vorgestellt als digital erfaßter und allseitig vernetzbarer Bedeutungsraum ohne Zugangsbeschränkungen.

So vertraut diese Positionen auf Anhieb wirken: Warum man sie in der Auseinandersetzung um die *Google Buchsuche* berücksichtigen sollte, erschließt sich erst über einen weiteren Argumentationsschritt. Der sachlich entscheidende Einwand gegen Google – und nicht nur gegen seine Buchsuche – kommt nämlich ohne den Kulturbegriff aus. Er besteht darin, daß mit dem Totalanspruch des Unternehmens eine Praxis der Informationskontrolle einhergeht. Zwar werden Informationen allgemein nutzbar gemacht, doch nutzt derzeit allein Google die Daten, die »nebenbei« über das Nutzerverhalten gewonnen werden. Und nur Google weiß, warum auf welche Anfrage welche Informationen angezeigt werden, denn der Algorithmus, der den Suchfunktionen zugrunde liegt, bleibt so geheim wie das Original-Rezept von Coca-Cola. Es geht also – auch angesichts der beiden Vereinbarungen zwischen Google und den amerikanischen Autoren- und Verlegerverbänden vom Oktober 2008 und vom November 2009 – um dringliche juristische, ökonomische und wissenschaftspolitische Fragen: Fragen des Datenschutzes, der Monopolisierung und des Verhältnisses zwischen öffentlichen und privaten Interessen. Es geht nicht um Kultur. Man könnte also mit guten Gründen dafür plädieren, in der Google-Debatte auf den notorisch unbestimmten Kulturbegriff ganz zu verzichten – wie es in der jüngsten Diskussion auch tatsächlich geschieht, die sich nicht zuletzt dank mehrerer Interventionen von seiten der Politik verstärkt auf das Urheberrecht konzentriert.³

Der vorliegende Beitrag folgt diesem Argument nicht. Er begründet vielmehr die Relevanz des Kulturbegriffs in Fragen der Digitalisierung philologisch und geht erstens davon aus, daß kulturelle Kompetenz sich von philologischer Kompetenz nicht unterscheidet. Daraus läßt sich ein privilegiertes Mitspracherecht der Philologie in kulturellen Fragen ableiten. Dieses Mitspracherecht betrifft zweitens gerade Projekte der Digitalisierung, weil sie in einem engen Verhältnis zu einem der Kernbereiche der Philologie stehen: zur Edition. Die Diskussion um die *Google Buchsuche* hat bislang genau diesen Zusammenhang zwischen Kultur, Philologie und Digitalisierung vernachlässigt. Seine Berücksichtigung kann zu einer tiefschärferen Bewertung des Unternehmens in kultureller Perspektive beitragen und zugleich den notorischen Rekurs auf den Kulturbegriff in der Google-Debatte erklären helfen. Bevor das Argument entfaltet wird, sind jedoch einige grundsätzliche Bemerkungen notwendig.

II. Die Philologie hat sich schon in den 1970er Jahren für Verfahren der computergestützten Texterschließung interessiert. Faszinierten zunächst die Möglichkeiten einer vereinfachten statistischen Textanalyse oder des Erstellens von Konkordanzen, so hat sich in den letzten Jahren die digitale Edition als ein entscheidendes Werkzeug jeder editionsphilologischen Arbeit erwiesen – man denke etwa an die unter dem Dach des NINES-Projekts versammelten Editionen und Instrumente (www.nines.org). Diese Konjunktur fällt mit einer beispiellosen Radikalisierung der editorischen Genauigkeit zusammen, wie sie etwa die Frankfurter Hölderlin-Edition ebenfalls seit den 1970er Jahren vollzogen hat: Avancierten Editionen geht es längst nicht mehr nur um den Wortlaut der edierten Textzeugen, sondern auch um ihre paratextuellen Eigenschaften in möglichst hoher Auflösung: um das Layout von Handschriften, um die genaue Wiedergabe von Ausstreichungen und Verbesserungen, überhaupt um die präzise Darstellung aller Entstehungsstufen eines Textes. Angestrebt wird eine Annäherung der Edition an das Faksimile, das vielen Editionen auch zusätzlich beigelegt wird.

Ein entscheidender Unterschied aber bleibt zwischen dem edierten Text und dem Faksimile bestehen: Unabhängig vom Medium, in dem er sich präsentiert, liegt nämlich der edierte Text immer schon in digitaler Form vor, und die jüngste Radikalphilologie ist nur insofern radikal, als sie den Bereich, auf den sich ihre Digitalisierungsbemühungen richten, enorm vergrößert hat. Denn schon die Buchstabenschrift ist nichts anderes als ein digitaler Code: Sie besteht aus einer begrenzten Zahl verlustfrei kopierbarer Zeichen.⁴ So wie der Computer nur mit diskret vorliegenden Werten arbeiten kann und in diesem Sinne keine »Übergänge« kennt, so ist es auch für die Buchstabenschrift entscheidend, daß Übergänge zwischen den einzelnen Zeichen vermieden werden: Wenn man nicht sicher sein kann, ob ein A oder ein K vorliegt, liegt eine Störung vor. Aus der Sicht des digitalen Codes existiert nur, was eindeutig nur einen Wert hat, auch wenn in seiner Gestalt viele kleinere Abweichungen vorliegen mögen. Als digitales Zeichen bleibt ein A also ein A, auch wenn es anders geschrieben oder abgedruckt wird. Genau in diesem Sinne ist das A als solches verlustfrei kopierbar, so wie der digitale Code einer CD. Der Unterschied zwischen dem Alphabet und den Codes, die Computer verwenden, besteht lediglich in den jeweils unterschiedlichen Zeichensätzen und natürlich in der Art und Weise der Verarbeitung. Der edierte Text versteht sich in diesem Sinne als digitale Festlegung: Die Edition etwa einer Handschrift setzt dasjenige, was auf und an dem Papier wahrzunehmen ist, in eine digitale Fassung um und entziffert dazu, soweit möglich, jedes noch so unleserliche Zeichen.

Nun ist die Editionsphilologie aber zugleich von einer grundlegenden Skepsis geprägt. Sie geht auf der einen Seite davon aus, daß dasjenige, was sie digitalisiert, selbst schon in digitaler Form vorliegt, wenn auch eine Vielzahl von Störungen die Rezeption behindern mögen: Voneinander abweichende Text-

zeugen ein und desselben Textes, beschädigte oder unleserliche Handschriften, uneindeutige Datierungen oder Zuordnungen und vieles mehr erschweren das Digitalisierungsgeschäft. Daher hegt die Philologie auf der anderen Seite tiefe Zweifel an der Reichweite ihrer Digitalisierungsbemühungen – ein Zweifel allerdings, der diese Bemühungen immer nur weiter vorantreibt. Denn die Problematisierung jeder Form von textueller Einheit ist der Einsatzpunkt der modernen ›Textkritik‹. Das beginnt schon bei der Einheit des Buchstabens: Welche Details am Buchstaben, so wie er schwarz auf weiß vorliegt, für die Interpretation entscheidend sein werden, steht für den Philologen keinesfalls von vornherein fest. In dieser Perspektive ist ein A eben nicht unbedingt nur ein A: Dank seiner spezifischen typographischen Gestalt kann es zum Beispiel auch Ausdruck einer Gesinnung sein. Weshalb sonst würden die Leser einer großen deutschen Tageszeitung über den Einsatz der Fraktur streiten? Und weshalb sonst könnten sich die Leser des *Tristram Shandy* seit jeher den Kopf über die Bedeutung eines nur jenseits des alphabetischen Codes wahrnehmbaren Textelements wie der berühmten *Marble Page* zerbrechen? Weil aber die Editionsphilologie weiß, daß potentiell jeder noch so feine Unterschied an den Textzeugen, mit denen sie sich befaßt, für die Interpretation entscheidend werden *könnte*, findet sie ihr höchstes Ziel darin, das ›Ausfransen‹ von Texteinheiten zu dokumentieren, zumeist in Apparaten, neuerdings aber eben auch in sogenannten integralen Darstellungen, wohl wissend, daß sie nie sämtliche Details erfassen können. Der entscheidende Punkt ist dabei immer, daß auch der Zweifel an der vorgelegten Entzifferung – also an der Digitalisierung! – in den digitalen Code überführt werden muß.

Nun finden freilich die Digitalisierungsbemühungen der Editionsphilologie nicht um ihrer selbst willen statt. Die disziplinäre Einheit der Philologie schließt vielmehr eine Gegenbewegung ein, die man bei aller gebotenen Vorsicht als Interpretation bezeichnen kann. Auf die Möglichkeiten einer Interpretation ist grundsätzlich jede Edition ausgerichtet. Sie möchte Interpretationen anstoßen, die die von ihr (neu) digitalisierten Details erfassen – oder zumindest einige davon. Umgekehrt wünscht sich der Philologe als Interpret einen möglichst ›abgeschlossenen‹, also gleichsam ›vollständig‹ digitalisierten Text. Er muß für seine Tätigkeit bei Bedarf möglichst jedes Detail des ursprünglichen Textzeugen ermitteln können. Daher rührt der Erfolg der großen Werkeditionen, die dieser Utopie zuweilen Nahrung geben. Hans Ulrich Gumbrecht hat diesen doppelten Mechanismus treffend als Vergegenwärtigungsbewegung beschrieben und den traditionellen Digitalisierungstechniken der Philologie bescheinigt, dem Wunsch entgegenzukommen, die Präsenz von Texten als Dingen herzustellen.⁵ Die historisierende Tätigkeit der Philologie, so Gumbrecht, erlaube es, eine Distanz zu den Texten herzustellen, die sie als Gegenstände eines Verlangens nach Präsenz überhaupt erst konstituiere. Gerade die *Äußerlichkeit der Schrift*⁶ spielt bei

dieser Operation eine entscheidende Rolle: Sie liefert jene Spuren, die Edition und Interpretation immer wieder von neuem nach bedeutungsunterscheidenden Merkmalen absuchen können. Daraus ergibt sich eine zirkuläre Bewegung: Die Edition digitalisiert Material, um es Interpretationen zuzuführen. Damit verunsichert sie unter Umständen bestehende Interpretationen, die etwa feststellen müssen, daß sie sich auf unzulängliche Digitalisierungen verlassen haben. Umgekehrt kann die Interpretation immer wieder Rückfragen an die Edition stellen, wenn sich nämlich das Bemühen um eine interpretative Vergegenwärtigung des Textes Störungen ausgesetzt sieht, die vermuten lassen, daß die Digitalisierung unzureichend gewesen ist. Philologie ist also eine komplexe Lektürebewegung, die sich um die digitale Vergegenwärtigung von Texten dreht, von denen bekannt ist, daß sie – ihrer Dinglichkeit wegen – nie vollständig werden digitalisiert werden können. Auf der Basis dieser Bewegung ergeben sich dann Forschungsprogramme, die sogenannten ›turns‹ in den Literatur- und Kulturwissenschaften, disziplinäre Neuordnungen und dergleichen mehr.

Eine ähnliche Bewegung kennzeichnet aber auch das, was wir ›Kultur‹ nennen. Die kulturelle Valenz der Philologie und ihrer alten wie neuen Digitalisierungsbemühungen liegt nämlich keinesfalls darin, daß sie sich besonders gerne sogenannten kulturell bedeutsamen Texten zuwendet – auch wenn die Philologie, wie Nikolaus Wegmann gezeigt hat, ihre Legitimation immer wieder aus der Beschäftigung mit besonders ›wertvollen‹ oder ästhetisch ›gelungenen‹ Gegenständen zieht.⁷ Vielmehr läßt sich mit guten Gründen die Entzifferungskompetenz der Editionsphilologie als grundlegende kulturelle Kompetenz ausweisen – allen Scheingefechten zwischen ›Kulturwissenschaftlern‹ und ›Philologen‹ zum Trotz. Kulturelle Aufmerksamkeit besteht nämlich darin, auch scheinbar bedeutungslose Details zu registrieren und bereit zu sein, sie jederzeit als in einem *anderen* kulturellen Kontext entscheidend anzuerkennen. Neben den augenscheinlich bedeutungstragenden Merkmalen eines jeden Zeichens geraten für den aufmerksamen Beobachter auch andere, hier (noch) nicht, aber anderswo (vielleicht) schon bedeutungsunterscheidende Merkmale in den Blick.

Entsprechend versuchen Kulturwissenschaftler und Ethnologen ebenso wie Philologen, den Übergang von der (textkritischen) Bestandsaufnahme hin zur Interpretation der (Text-)Zeugen so zu bewerkstelligen, daß es grundsätzlich möglich ist, allem, was sich phänomenal erfassen läßt, auch bedeutungsunterscheidenden Wert beizumessen. Paradigmatisch ist für diesen Vorgang das ›Schibboleth‹, wie es Jacques Derrida beschrieben hat: Jeder hörbare, aber für die Bedeutung ›eigentlich‹ nicht relevante Unterschied in der Aussprache kann jederzeit, so Derrida, als Indikator kultureller Identität ausgewiesen werden.⁸ Clifford Geertz hat in einer ganz ähnlichen Argumentationsfigur die Frage nach der Bedeutung eines Augenzwinkerns – ist es ein physiologischer Reflex oder eine Mitteilung? – zum Ausgangspunkt seiner Kulturtheorie gemacht.⁹ Bei

Derrida wie bei Geertz wird deutlich, daß die Einbindung in interpretative Zusammenhänge die jeweilige Deutung des Details bedingt, wenn auch nicht determiniert. Frühere Interpretationen stabilisieren die ›Digitalisierung‹ desjenigen, was phänomenal vorliegt, und so kann dann etwa das Zwickern als wiederholbares, digitales Zeichen verstanden und damit für den weiteren Verlauf der Kommunikation relevant werden – auch wenn man weiß, daß es eine letzte Sicherheit für die Richtigkeit dieser Digitalisierung nicht geben kann. Daher sind jederzeit neuartige Digitalisierungen möglich: Auf einmal legt man Wert auf eine bestimmte Aussprache des Wortes ›Schibboleth‹, die vorher keine Relevanz besessen hat. An die neue Unterscheidungsmöglichkeit wird man sich dann gewöhnen müssen.

Kulturelle Aufmerksamkeit wird also ebenfalls durch eine zirkuläre Bewegung zwischen der Digitalisierung und der Interpretation von Zeichen gesteuert. Auf der Grundlage dieser Bewegung kann man ›Kulturpolitik‹ machen, ›Kulturkritik‹ üben, ›Kultur‹ bewahren, sie für neue Lektüren offenhalten und dergleichen mehr. Sowohl die philologische Lektüre von Texten als auch die kulturell orientierte Interpretation der Gegebenheiten müssen darum bemüht sein, gegebenenfalls jeder Spur gerecht werden zu können. Daher müssen sie fortlaufend Rückfragen an die Textkritik oder die ›Feldforschung‹ stellen können, die ihnen den Untersuchungsgegenstand vorgefertigt hat. In diesem Sinne gilt: Kulturelle Aufmerksamkeit *ist* philologische Aufmerksamkeit.

Diese Einsicht ist insofern bedeutsam, als die aktuellen Digitalisierungsprojekte nichts anderes leisten als eine neuartige Vorfertigung von Gegenständen nicht nur zur wissenschaftlichen, sondern überhaupt zu jeder Lektüre. Um den Anforderungen der philologischen wie der kulturell orientierten Interpretation gerecht zu werden, erscheint die computergestützte Digitalisierung bestens geeignet, vor allem deswegen, weil sie es ermöglicht, Texte verlustfrei zu kopieren, ohne daß es eines Menschen bedürfte, der sie Zeichen für Zeichen transkribieren müßte. Auf dieser Grundlage fällt der Editionsphilologie die Präsentation des Textes in unterschiedlichen Varianten und in unterschiedlichen Graden der Auflösung, wie sie natürlich immer schon möglich war, deutlich leichter. Das sorgfältige Abwägen zwischen philologischem Ertrag, finanzieller Machbarkeit und Lesbarkeitsinteressen, von dem die Arbeit an gedruckten Editionen immer geprägt war, scheint damit zumindest an Dringlichkeit zu verlieren. Die *Google Buchsuche* hat aber scheinbar noch weitere Vorteile, denn sie bietet auf ihrer Oberfläche digitalisierte Faksimiles, hinter denen sich qua Texterkennungssoftware erschlossene digitale Texte verbergen. So bleiben typographische Details weitgehend erhalten, und zugleich kann man den Text per Volltextsuche bearbeiten, digital erfassen und somit philologisch erschließen: durch die Suche von Parallelstellen, durch Fassungsvergleiche, entstehungsgeschichtliche Studien und dergleichen mehr. Man könnte also zu dem Schluß kommen, daß,

den Texten als Dingen immer wachgehalten. Auch der Semantik der Kultur wohnt dieses Bewußtsein inne, insofern sie ›auratische‹ Kulturgegenstände wertschätzt. Natürlich geht die Vorstellung, das auratische Objekt ›Buch‹ habe als solches einen besonderen kulturellen Wert, fehl. Als Dinge sind Texte wertvoll, nicht weil sie ›Aura‹ haben, sondern weil sie potentielle Träger noch unentschlüsselter kultureller Information sind. Jede Digitalisierung muß darum wissen, daß sie sich allenfalls vorläufig an die Stelle dieser Dinge setzen kann. Genau diese Einsicht ist es, die den Mechanismus kultureller Entwicklung in Gang hält: die Zirkulation zwischen der Interpretation und der durch die Interpretation herausgeforderten ›Textkritik‹, die ihre immer unzulänglichen Digitalisierungen ohne Abschlußhoffnungen immer wieder verbessern muß.

Eben *diese* Einsicht wird durch die *Google Buchsuche* gefährdet, weil und solange sie die Erwartung weckt, alles digitalisieren und dadurch weitere Digitalisierungen überflüssig machen zu können. Dieser Anspruch des Unternehmens wird in der Diskussion viel zu selten in Frage gestellt – daher sind Darntons Argumente so bedenkenswert. Offenbar glaubt man vielerorts tatsächlich daran, es sei möglich, daß die Digitalisierung eines Tages den gesamten Bestand der uns materiell gegebenen Texte lückenlos erfaßt und diese Texte dadurch tendenziell überflüssig gemacht haben wird. Dagegen muß darauf hingewiesen werden, daß eine jede Digitalisierung, sobald sie behauptet, alles eventuell Relevante erfassen zu können, ihren Status als Digitalisierung zu leugnen versucht. Setzte sich der Glaube an die totale Digitalisierung durch, würde der kulturkonstitutive Kreislauf zwischen Interpretation und ›Textkritik‹ gestoppt. Man liefe dann Gefahr, den Verdacht gar nicht mehr zu hegen, daß die bisherige Digitalisierung entscheidende Details noch nicht erfaßt haben könnte.

Diese Gefahr wird durch eine zweite irrige Erwartung noch verstärkt, die das Google-Projekt ebenfalls zu wecken und zu nähren geneigt ist, die Hoffnung nämlich, daß der Computer für uns lesen und damit die schier unübersichtliche Menge der vorhandenen ›Daten‹ ordnen und für den gezielten Zugriff aufbereiten könne. Dieses Problem ist im ›alexandrinischen Zeitalter‹ keineswegs trivial und wird in seinen Ausmaßen jedem Benutzer einer größeren herkömmlichen Bibliothek – oder auch nur: der eigenen Festplatte – schmerzlich bewußt sein.¹¹ Die Ergebnislisten der *Google Buchsuche* lassen die schiere Masse dessen, was an Text gegeben ist, sehr plakativ in Erscheinung treten. Zugleich jedoch geben sie dieser Masse eine Ordnung, sie bringen die ›Treffer‹ in eine Reihenfolge. Niemand kennt aber, wie bereits erwähnt, die Algorithmen, die diesen Vorgang steuern und also entscheiden, welches also die ›ersten‹ Treffer sein werden.

Es gibt gute Gründe, diesen Algorithmen zu mißtrauen. Googles Buchsuche stützt sich im wesentlichen auf Texterkennungsprogramme. Die digitalen Texte, die für die Buchsuche durchkämmt werden, sind automatisch aus den Bild-

dateien generiert worden, auf deren Basis auch die Faksimiles angezeigt werden. Die verwendeten Programme sind derzeit keinesfalls ausgereift und zum Teil sogar veraltet – als Zentralbegriff weist die Buchsuche beispielsweise für viele Kapitel des *Tristram Shandy* die Worte »faid my father« aus. Darüber hinaus sind grundlegende Zweifel angebracht. Bislang nämlich sind Computer nicht dazu in der Lage, die beiden basalen philologischen respektive kulturellen Operationen zu vollziehen: unter neuen Umständen und in neuer Gestalt dennoch dieselben bedeutungsunterscheidenden Merkmale auszumachen und umgekehrt immer wieder neue bedeutungsunterscheidende Differenzen zu produzieren. So benutzt man verzerrte Buchstabendarstellungen dazu, im Internet menschliche von maschinellen »Usern« zu unterscheiden: Möchte man ein Emailkonto eröffnen, so wird man sich mit der Aufforderung konfrontiert sehen, Buchstaben zu entziffern, die auf irgendeine Weise verzerrt oder verunstaltet worden sind. Schädliche »Bots«, also Programme, die nach festgelegten Algorithmen im WWW navigieren und dabei das Verhalten menschlicher User ausspionieren sollen, scheitern an dieser Aufgabe – an einer Aufgabe also, die das tägliche Brot des Philologen, aber auch jedes kulturell aufmerksamen Menschen darstellt. Douglas R. Hofstadter hat in den 1980er Jahren plausibel machen können, daß grundsätzlich keine festen Algorithmen zur Modellierung dieser Fähigkeiten denkbar seien.¹² Auch wenn diese Einschätzung nicht alle teilen und es hier in naher Zukunft einen »Durchbruch« geben könnte: Noch ist es definitiv nicht so weit.

Die *Google Buchsuche* muß vergleichbare philologisch basale Aufgaben auf ganz unterschiedlichen Ebenen vollziehen: Nicht nur wenn es darum geht, die einzelnen Buchstaben zu entziffern, sondern auch dann, wenn zentrale Begrifflichkeiten von Texten, paratextuelle Strukturen oder intertextuelle Bezüge gesucht werden. Ein Scheitern der Algorithmen wird dabei in der Regel unbeachtet bleiben. Für die philologische und die kulturell orientierte Lektüre kann es aber geradezu strukturbildende Folgen haben, wenn sie auf Probleme stößt – sei es auf der Ebene der Entzifferung oder auf höheren Ebenen der interpretatorischen Texterschließung. Denn so kann Aufmerksamkeit gebündelt und das Feld der »Daten« geordnet werden. Demgegenüber präsentiert die digitale Buchsuche schlicht Ergebnisse, deren Zustandekommen der Benutzer nicht nachvollziehen kann. Leseprobleme fallen unter den Tisch, solange die Algorithmen nicht erkennen können, was ihren Horizont überschreitet. Dennoch ergibt sich der Eindruck eines unmittelbaren Zugriffs auf die »Informationen der Welt« und – mehr noch – auf die ihnen scheinbar gegebene Ordnung. Genau dieser Eindruck ist falsch.

Darin liegt freilich nur dann ein Problem, wenn man der *Google Buchsuche* mit der falschen Erwartung begegnet, sie werde einst einen unmittelbaren Zugriff auf die gesamte menschliche Kultur mittels eines einzigen Formats anbie-

ten. Der Vorstellung einer solchen digitalen Metakultur *à la* Google liegt ein Mißverständnis dessen zugrunde, was die Eigendynamik von Kultur ausmacht. Diese Eigendynamik läßt sich nicht stillstellen: Selbst wenn die Menschheit einst nur noch elektronisch verfügbare und vermeintlich »endgültig« edierte Quellen benutzen sollte, würden sich dennoch weiterhin wechselseitige Irritationsmöglichkeiten zwischen Interpretation und »Textkritik« ergeben. Es wäre aber zu wünschen, daß das Wissen um die philologischen Grundlagen kultureller Kompetenz und den Wert der Dinge als Träger potentieller Spuren von Kultur nicht verlorengeht.

Bewahrt man sich dieses Wissen, so wird die *Google Buchsuche* eine ungeheure Menge an Material zur weiteren philologischen und kulturellen Erschließung bieten. Es ist zu hoffen, daß das gesamte Projekt tatsächlich in erster Linie zu einer Steigerung der kulturellen Dynamik führt, wie sie Kevin Kelly vor Augen hat. Insbesondere sollte dabei die Möglichkeit genutzt werden, auch die Spuren, die im digitalen Text bei seiner Benutzung entstehen, philologisch wie kulturell interessierten Interpretationen vollumfänglich zugänglich zu machen. Seit jeher sind Anstreichungen, Randnotizen und andere Benutzungsspuren ein Gegenstand philologischer Arbeit gewesen. Im Bereich der elektronisch gestützten Lektüre könnten auf diese Weise neue Zusammenhänge kritischer Bestandsaufnahme und philologisch aufmerksamer Interpretation etabliert werden. Die von Google betriebene Informationspolitik wirkt sich hier so lange negativ aus, wie sie die Nutzung der Daten, die über das Nutzerverhalten gesammelt werden, ausschließlich dem Unternehmen selbst vorbehält und nicht einmal transparent macht, worin diese Nutzung besteht. Hier sollte – im Interesse der Allgemeinheit wie im Interesse der Einzelnen – nach anderen Lösungen gesucht werden.

Anmerkungen

- 1 Jean-Noël Jeanneney: *Googles Herausforderung. Für eine europäische Bibliothek*, Berlin 2006 [2005].
- 2 Kevin Kelly: *Scan this Book!*, in: *New York Times Magazine*, 14. Mai 2006.
- 3 Erwähnenswert sind insbesondere ein Schriftsatz des Bundesjustizministeriums an das für das »Google Books settlement agreement« zuständige New Yorker Gericht vom 1.9.2009, eine Expertenanhörung der EU-Kommission am 7.9.2009 sowie die Eingaben des *United States Department of Justice* bei dem New Yorker Gericht vom 24.9.2009 und am 4.2.2010.
- 4 Siehe für diese Definition Anthony Wilden: *System and Structure. Essays in Communication and Exchange*, London 1980 [1972], S. 169 f.
- 5 Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*, Frankfurt/Main 2003.
- 6 David E. Wellbery: *Die Äußerlichkeit der Schrift*, in: Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Schrift*, München 1993.

- 7 Niklaus Wegmann: *Was heißt einen ›klassischen‹ Text lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung*, in: Jürgen Fohrmann, Wilhelm Volkamp (Hg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1994.
- 8 Jacques Derrida: *Schibboleth. Für Paul Celan*, Wien 2002 [1986], S. 58 f.
- 9 Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/Main 1987 [1973], S. 10–12.
- 10 Robert Darnton: *The Library in the New Age*, in: *New York Times Book Review*, 12. Juni 2008, und ders.: *Google & the Future of Books*, in: *New York Times Book Review*, 12. Februar 2009.
- 11 Siehe hierzu Nikolaus Wegmann: *Bücherylabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*, Köln–Weimar–Wien 2000.
- 12 Douglas R. Hofstadter: *Metaschrift, Metamathematik und Metaphysik: Bemerkungen zu Donald Knuths Arikel ›The Concept of a Meta-Font‹*, in: *Metamagicum. Fragen nach der Essenz von Geist und Struktur*, Stuttgart 1988 [1982].